

Veranstaltungsrezensionen

Veranstaltung mit **Marianne Blasinski** in der Gedenkbibliothek zu Ehren der Opfer des Kommunismus / Stalinismus am 10. August 2010

IRINA – Eine wolgadeutsche Tragödie

Ruhig und andächtig lauschte Irina Maier, als die Autorin Marianne Blasinski in der Gedenkbibliothek Auszüge aus ihrem Buch „Irina – Eine wolgadeutsche Tragödie“ las, der in Romanform ihre schwere Lebensgeschichte als Wolgadeutsche schildert. „Ihre Biographie steht beispielhaft für das Leid der Wolgadeutschen. Es ist ein Schicksal von Hunderttausenden“, erklärte OEZ-Verlagsleiter Detlev W. Stein zu Beginn der Veranstaltung. Sein Ziel sei es gewesen, die Erlebnisse von Irina Maier in eine Textform zu gießen, die auch junge Leute ansprechen soll. Daher endet das Buch nicht mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, sondern mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion vierzig Jahre später und der Ankunft in einem neuen Leben in der Bundesrepublik.

Der Autorin Marianne Blasinski, die in einem Schreibkurs des Deutschen Roten Kreuzes Wolgadeutsche kennengelernt hatte und daraufhin begann, sich zunehmend für deren Schicksale zu interessieren, gelang es durch ihre geschickte Auswahl der Kapitel, ihrem Publikum einen umfassenden Eindruck über das gesamte Leben von Irina Maier und deren Familie zu vermitteln. Diese lebte bis August 1941 glücklich und friedlich in der kleinen Stadt Kamyschin an der Wolga. Irina war zu diesem Zeitpunkt zwei Jahre alt, kurz zuvor hatte ihre Mutter Maria ihren kleinen Bruder Alex zur Welt gebracht. Ihr Vater Viktor arbeitete als Tischler und sorgte für ein bescheidenes, aber ausreichendes Einkommen.

Der Einmarsch deutscher Truppen in die UdSSR beendete ihr beschauliches und harmonisches Leben. Der Hauswirt eröffnete Maria und ihrem Mann Viktor, dass sie innerhalb von 48 Stunden evakuiert werden und ihre Sachen packen müssten. Ein Schock, besonders für die junge Maria, die sehr an ihrer ersten Wohnung mit einer zum ersten Mal in ihrem Leben eigenen Küche, vor allem aber an ihren Freunden, Bekannten und nicht zuletzt an ihrem Städtchen hing. Am nächsten Tag ging Viktor zum Stadtrat, um zu erfahren, wohin er und seine Familie gebracht werden sollten. Vor allem erfuhr er, dass er und seine Landsleute wegen des deutschen Einmarsches

angeblich in Lebensgefahr seien. „Das absurdeste aber stellte die Tatsache dar, dass wir, die wir nicht einmal etwas vom Faschismus wussten, plötzlich als Faschisten galten. Und das schlimmste war: Niemand von uns sollte in die Heimat zurückkehren. Aber das wussten wir natürlich zu diesem Zeitpunkt nicht“, berichtete Irina Maier. Genauso wenig wussten sie, dass die „Evakuierungen“ in Wirklichkeit grausamste Deportationen waren.

Bedrückt und endlos verzweifelt begaben sich Maria, die noch rasch einen Laib Brot backte, Viktor mit ihren beiden Kindern zur Anlegestelle an der Wolga. Ihr „Reiseziel“: Ein 2.800 Kilometer entferntes Kaff in Kasachstan, das schon zur Zarenzeit ein beliebter Ort der Verbannung war. Viktor wurde von den Sowjets kurzerhand in die Arbeiterarmee TRUD verbracht. Maria, die nichts von dem Aufenthaltsort ihres Mannes erfuhr, musste sieben lange Jahre allein auf sich gestellt und unter primitivsten Bedingungen sich und ihre zwei kleinen Kinder durchbringen. Erst 1948 durfte ihr Mann zu seiner Familie zurückkehren. Eine problematische Rückkehr, da die Entfremdung insbesondere zu seinen Kindern mittlerweile sehr groß geworden war. Während sich Irina rasch an ihren Vater gewöhnte und sich über seine Entlassung aus der Armee freute, fiel es ihrem Bruder sehr schwer, den Vater zu akzeptieren. Für ihn war und blieb er ein fremder Mann. Seine Abwehr ihm gegenüber behielt er ein Leben lang bei.

Nach Abschluss der achten Klasse arbeitete Irina in einer Zellulosefabrik – eine körperlich harte und gesundheitsgefährdende Arbeit. Sie wollte sich mit ihrer desolaten Lage und ihren düsteren Zukunftsperspektiven nicht abfinden und meldete sich eigenmächtig bei der Arbeiterabendschule an. Ihre Eltern reagierten skeptisch. Während ihre Mutter ihre Entscheidung nicht verstehen konnte und auf der traditionellen Rolle der Frau als Mutter beharrte, förderte zumindest ihr Vater ihre Weiterbildung. Tatsächlich gelang es Irina, nach ihrer schweren Arbeit den Abschluss der Mittelschule zu erreichen. Doch ihr Wissensdurst und Ehrgeiz waren längst noch nicht erloschen. Unbedingt wollte sie Lehrerin werden. Mit großer Energie schaffte sie die Hochschulreife und studierte in Minsk Englisch und Deutsch, „ihre schönste Zeit im Leben“, wie Autorin Blasinski vorlas. In der Liebe hatte sie dagegen nicht so viel Glück. Ihr erster Mann starb kurz nach der Geburt ihrer Tochter Olga. Um ihren deutschen Namen ablegen zu können und zugleich die Möglichkeit zu haben, in der Nähe ihrer Eltern als Lehrerin arbeiten zu können, heiratete sie ihren Studienkollegen Wanja. Zunächst verlief die Ehe einigermaßen glücklich, und Irina gebar zwei weitere Kinder. Doch mit der Zeit entpuppte sich Wanja als Trinker, die Abstände

seiner Exzesse wurden immer kürzer. In Irina wuchs der Wunsch, in die Bundesrepublik auszureisen. Sie, die sich als Deutsche fühlte und fühlt, betrachtete Westdeutschland als ihre eigentliche Heimat. Drei Jahre lang wartete sie auf die Ausreisegenehmigung – und ließ sich scheiden. „Hoffen wir, dass uns die Zukunft Gutes bringt“, beendete Autorin Blasinski ihre Lesung.

Die anschließenden Fragen der Zuhörer bezogen sich hauptsächlich auf diesen Satz. Auch die Vorstandsvorsitzende Ursula Popiolek wollte von ihr wissen, wie sie sich in Berlin fühle. „Gleich am ersten Tage habe ich mich wie zu Hause gefühlt. Meine Erwartungen haben sich erfüllt“, stellte Irina Maier heraus. Allerdings kenne sie andere Wolgadeutsche, die es hauptsächlich wegen ihrer mangelnden Deutschkenntnisse nicht geschafft haben, sich in der Bundesrepublik ein neues Leben aufzubauen und daher nach Russland zurückgekehrt sind. „Aber denjenigen, die hier geblieben sind, ist es gelungen, sogar in ihren alten Berufen zu arbeiten“, erzählte Maier weiter. Sie selber hatte großes Glück: Ihr bot sich die Möglichkeit, ohne Umschulung weiter in ihrem alten Beruf als Deutschlehrerin zu arbeiten. Sie leitete Sprachkurse für Wolgadeutsche und half ihnen, sich in Deutschland zurechtzufinden. Insgesamt leben zurzeit in der Bundesrepublik 2,6 Millionen Wolgadeutsche, zehn Prozent von ihnen sind Akademiker.

Irina Maier und ihre Töchter halten engen Kontakt zu anderen Wolgadeutschen, allerdings nicht in Form von Vereinsmitgliedschaften. Maier, sehr bescheiden, verschwieg, dass sie ein Jahr lang auch Leiterin des Frauengesprächskreises im Bund der Vertriebenen gewesen war. Aus gesundheitlichen Gründen musste sie dieses Amt aufgeben. Darauf machte die Präsidentin des Frauenverbandes im Bund der Vertriebenen Sybille Dreher, die mit im Publikum saß, aufmerksam, woraufhin für Irina Maier ein herzlicher Beifall ausbrach.

Maria, die mittlerweile 92-jährige Mutter von Irina, lebt bei ihrem jüngsten Sohn in Bielefeld. Sie vermisst Russland und fühlt sich in Deutschland nicht wohl, obwohl ihr bewusst ist, dass es den russischen Rentnern materiell wesentlich schlechter geht als ihr. Marias Mann Viktor ist bereits 1986 in der Sowjetunion gestorben.

Irinas Töchter Olga und Svetlana, die ebenfalls anwesend waren, sind mit ihrem Leben in Deutschland sehr zufrieden. Olga arbeitet in einem Altenheim, Svetlana ist in der Modebranche tätig, schreibt darüber hinaus Gedichte und malt. „Wir sind gut hier angekommen. Und so kurios es klingt: Wir Wolgadeutsche sprechen untereinander russisch. Das ist einfacher“, erzählte Olga lächelnd.